

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Der Predigttext für den heutigen vorletzten Sonntag im Kirchenjahr, den wir als Volkstrauertag begehen, steht im Matthäusevangelium Kap 25, ich lese die Verse 31-46:

.....

Liebe Gemeinde,

es gab Zeiten, da wurde heftig darüber gestritten, ob Christsein und Politik viel oder wenig miteinander zu tun hätten. An Tagen wie dem Volkstrauertag spitzt sich diese Frage zu.

9. November 1938 . Soll ich fragen: Was geht mich das an?

Mein Vater war vier Jahre alt damals, als in unserem Land die Synagogen brannten, als man sogenannt vaterländischen Gruppen und ihrer Zerstörungswut freien Lauf ließ. Was hätte er tun können oder sollen und ich, der erst zwanzig Jahre später auf die Welt kam und erst meine Töchter?

Ein Probelauf sollte es sein, wie weit das Hitler-Regime gegen die Juden gehen konnte, ohne dass sich Widerstand im Volk regte. In den Augen der Drahtzieher war es ein voller Erfolg.

Und wo waren die Kirchen? Die meisten waren damit beschäftigt, sich zu fragen, ob sie das etwas angehe oder ob das nicht Politik sei, aus der man sich heraushalten müsse.

9. November 1989. Sollte ich fragen: Was geht mich das an? Ich hatte gerade meine erste Pfarrstelle angetreten, geheiratet, 2 kleine Kinder. Doch die Kollegen, die ich sechs Jahre vorher in der DDR kennengelernt hatte, die Kerzen und Gebete und die Bilder von den jubelnden Menschen ließen mich spüren: Es geht dich an, als Mensch, als Deutscher, als Christ.

9. November 1918: Ende des deutschen Kaiserreichs, zugleich Ende eines Krieges mit bis dahin ungekannten Ausmaßen.

Millionen junger Menschen, gerade vier Jahre konfirmiert und dann auf den Schlachtfeldern in Lothringen und Belgien und anderswo den Kanonen zum Fraß gegeben. Wer hatte das Gott mit uns auf die Koppelschlösser geschrieben?

Ein weiteres Datum noch: Nicht zwanzig, nicht hundert, sondern fast 500 Jahre her. Wie Felix Manz in Zürich und Balthasar Hubmaier in Wien, so wird ein namentlich nicht bekannter Täufer im Jahr 1530 in Stuttgart hingerichtet. Die grundlegenden theologischen Meinungsverschiedenheiten halten die damaligen katholischen und evangelischen Kirchenführer davon ab, Einspruch zu erheben, ja sie sind manchmal sogar die treibende Kraft für das grausame Vorgehen.

Und schließlich der 10. November 2009. Kein Tag der großen Politik oder der Kirchengeschichte. Und doch ein Ereignis, das nicht nur eine Stadt, sondern unser ganzes Land, ja viele Menschen weltweit bewegt. Der Fußballnationaltorwart Robert Enke setzt seinem Leben ein Ende. Die Schatten um ihn herum waren zu dunkel, als dass er Kraft und Weg für den nächsten Tag noch hätte erkennen können.

Fünf Ereignisse und eine Frage:

Was geht mich der Volkstrauertag an?

Ich möchte mich der Antwort mit einem Dreischritt nähern, der auf den Philosophen Immanuel Kant zurückgeht: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?

Hören wir zuerst die Antwort Jesu, wie sie uns der Evangelist Matthäus im heutigen Predigttext überliefert:

Du kannst wissen, dass alles, was du in deinem Leben tust, nicht bloß deine Privatsache ist und nicht bloß eine Sternschnuppe, die kurz aufleuchtet und dann wieder verschwindet. Du kannst wissen, dass alles, was du tust Folgen hat, Folgen für deine Mitmenschen und für dich. Eine Beleidigung ist eben nicht nur ein Wort und dann wieder weg, was du sagst hat Gewicht für Zeit und Ewigkeit. Ein Erbstreit ist eben nicht nur eine harte Geschichte und dann hat man das Geld und der Anwalt hat das Geld, sondern da schafft man eine Hypothek für die Ewigkeit und keiner kann einmal sagen, er habe es nicht gewusst.

Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan! Wohl uns, wenn wir das hören und im Gesicht der Frau und des Mannes, des Kindes und der Greisin neben uns das Gesicht Jesu erkennen.

Was kann ich wissen? Ich kann wissen, wie es in der Welt zugeht. Denn meine Eltern, meine Großeltern, meine Freunde und Kameraden, die Schule, die Zeitungen, das Fernsehen, das Internet sagen es mir und ich erlebe es selber. Und ich kann auch wissen, woher ich komme und wohin ich gehe. Aus Kirche und Gemeinde, Reli- und Konfiunterricht, Bibel und Gesangbuch kann ich wissen, was gut ist und was Gott der Herr von mir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor Gott.

Was soll ich tun?

Im Nachhinein erkennen wir es leicht: Bei der Reichspogromnacht 1938 hätten nicht nur Einzelne sondern das ganze Volk, mindestens aber alle, die Jesus Christus ihren Herrn nannten, an die Seite der Verfolgten gehört. Nur: hätte ich den Mut gehabt, als erster einen Judenstern zu tragen, so wie der

dänische König es getan hat und tausenden jüdischen Landsleuten das Leben gerettet?

Was soll ich tun?

Im Nachhinein wissen wir es gut: Die Kerzen waren es und die Gebete, die die Machthaber in der DDR vollkommen unvorbereitet getroffen haben. Aber hätte ich meine Drogerie aufgemacht und alle Kerzen an die Demonstranten verschenkt, wenn es auch hätte sein können, dass man mir am nächsten Tag den Laden dicht macht?

Was sollen wir tun?

Mit langsam und nach sage und schreibe fast 500 Jahren erkennen auch wir Lutheraner, dass es – Theologie hin oder her – einfach zutiefst unchristlich war, wie unsere ansonsten hochangesehene Väter im Glauben die Täufer damals isoliert und der Verfolgung und dem Tod preisgegeben haben. Insofern wird es ein längst überfälliger und doch gewiss auch jetzt noch wohltuender Schritt sein, wenn im nächsten Jahr bei der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Stuttgart ein offizielles Wort der Entschuldigung und ein Handschlag der Versöhnung in Richtung Mennoniten geplant ist.

Was hätten wir tun sollen und tun können?

Das fragen sich in diesen Tagen die Frau, die Verwandten und die Freunde Robert Enkes. Und in aller Ratlosigkeit und allen Selbstvorwürfen, die da mitschwingen mögen, ist die Öffentlichkeit dieses Fragens vielleicht auch hilfreich für soundsoviel Tausend andere, die in ähnlicher Not sind. Und vielleicht kann sie auch einem neueren und noch stärkeren Gefühl der Solidarität mit den Straßenbahn- und Lokführern den Weg bereiten, die neben den Familien die Hauptleidtragenden sind.

Gerade aber an einem solchen Ereignis wird wie an kaum einem anderen deutlich, dass die Frage „Was soll ich tun?“ – so wichtig sie ist – doch nicht die letzte und entscheidende Frage sein kann.

Lara, Papa kommt! So hat Enkes Mutter auf das Grab ihrer Enkelin geschrieben. Was darf ich hoffen, hat Immanuel Kant, einer der nüchternsten Denker des Abendlandes gefragt?

Das Szenarium unseres Predigttextes vom großen Weltgericht ist im Ulmer Münster in einem monumentalen Fresko ausgemalt.

Himmel und Hölle, Engel und Teufel, Paradies und Verdammnis – der Maler und seine Auftraggeber im 15.Jh. wollten gewiss die Betrachter wachrütteln: Tut Gutes, setzt euch ein für die Bedürftigen und denkt an das Jenseits.

Fromme Kreise aber hatten zu allen Zeiten wenig Probleme mit diesem Text. Denn sie gingen immer davon aus, dass sie zu denen gehören, die ins Paradies kommen.

Wer aber unseren Predigttext genau liest, der gerät ins Stocken: Niemand aus beiden Gruppen hat offenbar den Herrn erkannt, weder die, die Gutes getan haben noch die, die es unterlassen haben. Und auch das ist ja deutlich zu hören: Nicht dass die einen Gutes tun und die anderen Böses, markiert die Trennlinie, sondern, dass die einen Gutes tun und die anderen es unterlassen – beide aber unwissentlich. Es kann hier also nicht um den Unterschied zwischen bewusst Gläubigen und bewusst Ungläubigen gehen.

Das lässt uns noch einmal ganz neu den Anfang in den Blick nehmen:

Alle V ö l k e r werden vor ihm versammelt werden.

Das markiert die politische Dimension dieses Bibelworts. Nicht nur als Einzelne, sondern auch als Gemeinschaft sind wir vor dem Weltenrichter verantwortlich, und darum kann es uns Christen nicht gleichgültig sein, ob sich unser Staat der Schwachen annimmt oder nicht, ob sich unsere Kirche zu ihrer Schuld bekennt oder nicht, und darum geht mich die Geschichte und die Zukunft meines Volkes, meiner Kirche, meiner Stadt direkt an, weil Gott mich danach fragt und fragen wird.

Noch einmal: Was darf ich hoffen?

Was darf ich hoffen, wenn es mir geht wie der sterbenden Mutter im berühmten Amerikanerroman von Jürnjakob Swen, die sich vor Gottes Thron treten sieht mit leeren Händen, und stammelnd sagt: Ich hab keine Garben die ich bringen, ich hab keine guten Taten, die ich dir Gott zu Füßen legen kann.

Was darf ich hoffen an den Tagen, wo ich ahne, wie viel ich versäumt, wie viel Hilfe ich unterlassen habe, was darf ich hoffen in den Nächten wo mir nichts bleibt als die nagende und anklagende Frage: Was hätte ich denn tun sollen?

Ich denke an die Jahreslosung und an manchen Moment in diesem zuende gehenden Jahr, wo wir sie uns einander zugerufen haben: Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich. Und ich denke an die große Verheißung aus der Schriftlesung, dass Gott einmal alle Nacht und allen Tod und alle Teufel überwinden wird und am Ende sein wird alles in allem. Amen.

.